

KNAUR*

Über die Autoren:

Douglas Preston wurde 1956 in Cambridge, Massachusetts, geboren. Er studierte in Kalifornien zunächst Mathematik, Biologie, Chemie, Physik, Geologie, Anthropologie und Astronomie und später Englische Literatur. Nach dem Examen startete er seine Karriere beim »American Museum of Natural History« in New York. Eines Nachts, als Preston seinen Freund Lincoln Child auf eine mitternächtliche Führung durchs Museum einlud, entstand dort die Idee zu ihrem ersten gemeinsamen Thriller, *Relic*, dem viele weitere internationale Bestseller folgten. Douglas Preston schreibt auch Solo-Bücher und verfasst regelmäßig Artikel für diverse Magazine. Er lebt mit seiner Frau und seinen drei Kindern an der US-Ostküste.

Lincoln Child wurde 1957 in Westport, Connecticut, geboren. Nach seinem Studium der Englischen Literatur arbeitete er zunächst als Verlagslektor und später für einige Zeit als Programmierer und Systemanalytiker. Während der Recherchen zu einem Buch über das »American Museum of Natural History« in New York lernte er Douglas Preston kennen und entschloss sich nach Erscheinen des gemeinsam verfassten Thrillers, *Relic*, Vollzeit-Schriftsteller zu werden. Neben den Projekten zusammen mit Douglas Preston publiziert Lincoln Child auch eigene Bücher. Er lebt mit Frau und Tochter in New Jersey.

Obwohl die beiden Erfolgsautoren 500 Meilen voneinander entfernt leben, schreiben sie ihre Megaseller gemeinsam: per Telefon, Fax und Internet.

Weitere Informationen über die Romane von Preston & Child ab Seite 571 sowie unter www.preston-child.de

Douglas Preston
Lincoln Child

FEAR

Grab des Schreckens

Ein neuer Fall für Special Agent Pendergast

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Michael Benthack

KNAUR 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel
»Two Graves« bei Grand Central Publishing, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Juni 2014
Knaur Taschenbuch

© 2012 by Splendide Mendax, Inc., und Lincoln Child

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2013 by Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München.

This edition published by arrangement with Grand Central Publishing,
New York, NY, USA. All rights reserved.

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ralf Reiter

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: FinePic®, München

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-50809-1

2 4 5 3 1

*Lincoln Child widmet dieses Buch
seiner Tochter Veronica.*

*Douglas Preston widmet dieses Buch
Marguerita, Laura und Oliver Preston.*

*Wer auf Rache aus ist,
der grabe zwei Gräber.*
KONFUZIUS

TEIL EINS

18.00 Uhr

Die Frau mit den veilchenblauen Augen schritt langsam unter den Bäumen des Central Park dahin, die Hände tief in den Taschen ihres Trenchcoats. Neben ihr ging ihr älterer Bruder, sein ruheloser Blick nahm alles um sie herum wahr.

»Wie spät ist es?«, fragte sie zum wiederholten Mal.

»Punkt achtzehn Uhr.«

Es war ein milder Abend Mitte November, und die untergehende Sonne warf gesprenkelte Schatten auf die weiten Grünflächen. Sie überquerten den East Drive, kamen am Standbild von Hans Christian Andersen vorbei und gingen eine leichte Anhöhe hinauf. Und dann – als hätten sie denselben Gedanken – blieben sie stehen. Direkt vor ihnen, hinter der glatten Oberfläche des Conservatory Water, stand das Kerbs Memorial Boathouse einem Spielzeughaus gleich eingerahmt von den riesigen Fassaden der Gebäude, die die Fifth Avenue säumten. Es war eine Postkartenidylle: der kleine See, in dem sich der blutorangefarbene Himmel spiegelte, die kleinen Modellbau-Yachten, die durch das stille Wasser pflügten, die freudigen Rufe der Kinder. Soeben erschien ein Vollmond in der Lücke zwischen zwei Wolkenkratzen.

Ihre Kehle fühlte sich eng und trocken an, und ihre Halskette aus Süßwasserperlen kam ihr einengend vor. »Judson«, sagte sie. »Ich bin mir nicht sicher, ob ich das kann.«

Sie spürte, wie er den brüderlichen Griff um ihren Arm beruhigend anspannte. »Es wird schon nichts passieren.« Mit pochendem Herzen blickte sie sich um und betrachtete die Szenerie, die sich vor ihr ausbreitete. Auf dem Podest vor dem See fiedelte ein Geiger vor sich hin. Auf einer der Parkbänke vor dem Bootshaus saß ein Liebespärchen, das nur Augen füreinander hatte. Auf der Bank daneben las ein Mann mit kurzem Haar und dem Körperbau eines Bodybuilders das *Wall Street Journal*. Hin und wieder kamen Pendler und Jogger vorbei. Im Schatten des Bootshauses bereitete ein Obdachloser seine Schlafstatt vor.

Und da stand *er* vor dem See – eine schlanke Gestalt, reglos, gekleidet in einen langen, hellen Mantel von vorzüglichem Schnitt, das blonde Haar im fahlen abendlichen Licht platinhell glänzend.

Die Frau holte tief Luft.

»Geh nur«, sagte Judson leise. »Ich bleibe in deiner Nähe.« Er ließ ihren Arm los.

Als die Frau losging, war ihr, als verschwände alles um sie herum, und sie richtete ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Mann, der beobachtete, wie sie näher kam. Tausende Male hatte sie sich diesen Augenblick ausgemalt, hatte ihn in all seinen vielen Variationen durchgespielt, wobei er stets mit dem bitteren Gedanken endete, dass er nie wahr werden könnte, dass alles nur ein Traum bleiben würde. Und doch war *er* hier. Er sah älter aus, aber nicht viel: Die alabasterfarbene Haut, die feinen patrizischen Gesichtszüge, die funkelnden Augen, mit denen er sie aufmerksam betrachtete, erweckten in ihr einen Sturm der Gefühle, der Erinnerung und – selbst in dieser Zeit äußerster Gefahr – der Begierde.

Ein, zwei Schritte vor ihm blieb sie stehen.

»Bist du's wirklich?« In seiner Frage, die er mit seinem weichen, höflichen Südstaaten-Akzent stellte, lag so viel Gefühl.

Sie versuchte zu lächeln. »Es tut mir leid, Aloysius. So wahn-sinnig leid.«

Er schwieg. Jetzt, nach all den Jahren, stellte sie fest, dass sie die Gedanken hinter seinen silberfarbenen Augen nicht mehr lesen konnte. Was empfand er wohl: Verrat? Groll? Liebe?

Auf einer Wange hatte er eine schmale, frische Narbe. Sie hob einen Finger und berührte sie leicht. Dann deutete sie impulsiv über seine Schulter.

»Schau mal«, flüsterte sie. »Nach all den Jahren bleibt uns immer noch der Mondaufgang.«

Er folgte ihrem Blick über die Skyline der Fifth Avenue. Zwischen den imposanten Gebäuden war der buttergelbe Mond aufgegangen, perfekt gerahmt vor einem perlmuttartigen, pinkfarbenen Himmel, der nach oben hin in ein kühles Violett überging. Er zitterte ein wenig. Als er wieder zu ihr hinschaute, hatte sich sein Gesichtsausdruck verändert.

»Helen«, flüsterte er. »Mein Gott, ich habe geglaubt, du bist tot.«

Wortlos hakte sie sich bei ihm unter und begann geistesabwesend mit ihm um den See zu gehen.

»Judson sagt, dass du mich aus ... alldem hier herausholen wirst.«

»Ja. Wir fahren zurück in meine Wohnung im Dakota. Und von dort gehen wir dann nach –« Mitten im Satz hielt er inne. »Je weniger darüber gesprochen wird, desto besser. Es genügt, wenn ich sage: Dort, wo wir hingehen, hast du nichts zu befürchten.«

Sie umfasste seinen Arm fester. »Nichts zu befürchten. Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie gut das klingt.«

»Es wird Zeit, dein Leben wieder aufzunehmen.« Er schob seine Hand in die Jackettasche und zog einen goldenen Ring mit einem großen Sternsaphir hervor. »Fangen wir also am Anfang an. Erkennst du ihn wieder?«

Sie errötete, als sie ihn betrachtete. »Ich hätte nie geglaubt, dass ich ihn wiedersehen würde.«

»Und ich hätte nie gedacht, dass ich die Gelegenheit bekommen würde, ihn dir wieder anzustecken. Das heißt nicht bis zu dem Zeitpunkt, als Judson mir sagte, dass du noch lebst. Ich wusste, *wusste*, dass er die Wahrheit sagt – auch wenn niemand sonst mir geglaubt hat.«

Er fasste sie leicht am Unterarm und hob ihn an, als wollte er ihr den Ring anstecken. Seine Augen weiteten sich, als er an ihrem Handgelenk den Stumpf erblickte, an dessen Ende eine Narbe verlief.

»Ah, verstehe«, sagte er schlicht. »Natürlich.«

Es war, als sei der behutsame diplomatische Tanz, den sie aufgeführt hatten, plötzlich zu Ende. »Helen.« Auf einmal klang sein Tonfall ein wenig schroff. »Warum hast du bei diesem grauenvollen Plan mitgemacht? Wieso hast du mir so vieles verschwiegen? Weshalb hast du nicht ...?«

»Bitte, ich möchte nicht darüber sprechen«, unterbrach sie ihn rasch. »Es gab für alles Gründe. Es ist eine schreckliche, eine *schreckliche* Geschichte. Ich werde sie dir erzählen – alles. Aber jetzt ist weder der richtige Zeitpunkt noch der richtige Ort dafür. Also bitte – steck mir den Ring an und lass uns gehen.«

Sie hob die rechte Hand, und er schob ihr den Ring auf den Finger. Gleichzeitig sah sie, wie sein Blick an ihr vorbeiging zu der hinter ihr liegenden Szenerie.

Plötzlich schrak er zusammen. Einen Moment stand er, ihre Hand immer noch in der seinen, reglos da. Dann wandte er sich anscheinend ruhig dorthin, wo ihr Bruder stand, und gab ihm ein Zeichen, er solle sich ihnen hinzugesellen.

»Judson«, hörte sie ihn leise sagen, »schaff Helen weg von hier – unauffällig, aber schnell.«

Die Furcht, die eben erst abgeklungen war, überfiel sie von neuem. »Aloysius, was –«

Aber mit einem kurzen Kopfschütteln schnitt er ihr das Wort ab. »Bring sie ins Dakota«, sagte er zu Judson. »Ich treffe euch dann dort. Bitte geht. *Sofort.*«

Judson griff nach Helens Hand und ging mit ihr davon, fast so, als hätte er diese Entwicklung vorhergesehen.

»Was ist denn?«, fragte sie ihn. Keine Antwort.

Sie blickte über die Schulter. Zu ihrem Entsetzen sah sie, dass Aloysius eine Pistole gezogen hatte und auf einen der Modellyachtbesitzer richtete. »Stehen Sie auf«, sagte er jetzt. »Halten Sie die Hände so, dass ich sie sehen kann.«

»Judson –«, begann sie noch einmal.

Aber er ging nur schneller und zog sie mit sich.

Plötzlich ertönte hinter ihnen ein Schuss. »Lauft!«, rief Pendergast.

Im nächsten Augenblick brach über die friedvolle Szenerie die Hölle herein. Menschen liefen schreiend auseinander. Judson packte Helen fester, und sie fielen in Laufschrift.

Schüsse aus automatischen Waffen knatterten. Judsons Hand wurde aus ihrer gerissen, und er stürzte.

Erst glaubte sie, er sei gestolpert, dann aber sah sie, dass aus seinem Mantel Blut hervorspritzte.

»Judson!«, schrie sie, blieb stehen und beugte sich über ihn. Er lag auf der Seite, blickte zu ihr hoch und wand sich vor Schmerzen. »Lauf weiter«, stieß er röchelnd hervor. »Lauf ...«

Wieder Geknatter aus der automatischen Waffe, und erneut zischte eine Linie zwitschernden Todes durchs Gras, als die Kugeln sich in die Erde bohrten. Dann wurde Judson von einer weiteren Kugel getroffen, und der Aufprall schleuderte ihn auf den Rücken.

»*Nein!*«, schrie Helen und zuckte zurück.

Das Chaos steigerte sich: Schreie, Schüsse, die Laufschriffe fliehender Menschen. Helen nahm nichts davon wahr. Sie

sank auf die Knie und starrte erschrocken in Judsons offene, aber blicklose Augen.

»Judson!«, rief sie. »*Judson!*«

Einige Sekunden, vielleicht auch mehr, waren vergangen – Helen wusste es einfach nicht –, als sie Aloysius ihren Namen rufen hörte. Sie hob den Kopf. Er kam mit gezogener Pistole auf sie zugerannt und schoss gleichzeitig zur Seite.

»Fifth Avenue!«, rief er. »Lauf zur Fifth Avenue!«

Wieder fiel ein Schuss, und auch Aloysius stürzte zu Boden. Das schreckte Helen aus ihren Gedanken. Sie rappelte sich auf, ihr Trenchcoat nass vom Blut des Bruders. Aloysius war noch am Leben, er hatte es geschafft, wieder auf die Beine zu kommen, war hinter einer Bank in Deckung gegangen und feuerte nach wie vor auf das Pärchen, das kurz zuvor noch herumgeknutscht hatte.

Er gibt mir Deckung, damit ich fliehen kann.

Blitzartig drehte sie sich um und rannte los, so schnell sie konnte. Sie würde zur Fifth Avenue laufen, die Schützen in der Menge abschütteln, sich dann zum Dakota durchschlagen und dort wieder mit ihm zusammenkommen ... Weitere Schüsse und die Schreie von Menschen in Angst unterbrachen Helens angsterfüllte Gedanken.

Sie rannte weiter. Vor ihr lag die Fifth Avenue, hinter dem großen Steintor zum Park. Nur noch fünfzehn Meter ...

»Helen!« Aloysius' Ausruf drang aus weiter Ferne zu ihr.
»Pass auf! Links von dir!«

Sie blickte nach links. Im Dunkel unter den Bäumen sah sie zwei Männer in Jogginganzügen, die direkt auf sie zuspurteten.

Sie bog in vollem Lauf ab, auf eine Gruppe von Platanen abseits des Hauptweges zu, und warf einen Blick nach hinten. Die Jogger folgten ihr – und kamen rasch näher.

Weitere Schüsse fielen. Helen verdoppelte ihre Anstrengungen, aber immer wieder sank sie mit den Absätzen in der

weichen Erde ein, was sie beim Laufen behinderte. Plötzlich spürte sie im Rücken einen fürchterlichen Aufprall, so dass sie zu Boden geschleudert wurde. Jemand packte den Kragen ihres Trenchcoats und riss sie unsanft hoch. Sie wehrte sich und schrie, doch die beiden Männer hielten sie an den Armen fest und zogen sie Richtung Fifth Avenue. Mit Entsetzen erkannte sie die Gesichter.

»Aloysius!«, rief sie aus vollem Hals und blickte nach hinten über die Schulter. »Hilfe! Ich kenne diese Leute! Die sind vom Bund! Die bringen mich um! Hilf mir, *bitte!*«

Im schwindenden Licht konnte sie ihn gerade noch erkennen. Er hatte sich aufgerappelt, blutete stark aus der Schusswunde am Bein und humpelte auf sie zu.

Vor ihr auf der Fifth Avenue stand ein Taxi mit laufendem Motor am Bordstein, es wartete – wartete auf sie und ihre Entführer.

Noch einmal schrie sie voller Verzweiflung: »Aloysius!« Die Männer stießen sie vor sich her, öffneten die hintere Tür des Taxis und stießen sie auf den Sitz. Aloysius' Kugeln prallten von der gehärteten Windschutzscheibe ab.

»*Los! Verschwinden wir hier!*«, rief einer der Jogger auf Deutsch, während sie hinter Helen ins Taxi stiegen. »*Gib Gas!*«

Während Helen sich mit aller Kraft zur Wehr setzte und versuchte, mit der unverletzten Hand die Tür aufzustoßen, fuhr das Taxi vom Bordstein los. Ganz kurz sah sie ihren Mann im schummrigen Park. Er war auf die Knie gesunken und blickte noch immer in ihre Richtung.

»Nein!«, rief sie, während sie sich wehrte. »*Nein!*«

»Halt die Klappe!«, blaffte einer der Männer, holte aus und versetzte ihr einen Fausthieb an die Schläfe. Und dann wurde ihr schwarz vor Augen.

Ein Arzt in zerknitterter OP-Kleidung steckte den Kopf ins Wartezimmer der Intensivstation des Krankenhauses Lenox Hill. »Er ist wach, Sie können jetzt zu ihm rein.«

»Gott sei Dank.« Lieutenant Vincent D'Agosta von der New Yorker Polizei steckte das Notizbuch, in dem er gelesen hatte, ein und stand auf. »Wie geht es ihm?«

»Keine Komplikationen.« Ein Anflug von Verärgerung huschte über die Gesichtszüge des Mediziners. »Allerdings sind Ärzte immer die schlimmsten Patienten.«

»Aber er ist doch nicht ...«, begann D'Agosta, schwieg dann aber und folgte dem Arzt auf die Intensivstation.

Special Agent Pendergast saß aufrecht im Bett, mit Schläuchen an ein halbes Dutzend Überwachungsgeräte angeschlossen. In einem Arm steckte ein Infusionsschlauch, an den Nasenflügeln war eine Nasenkanüle befestigt. Das Bett war übersät mit Blättern aus seiner Krankenakte, und er hielt gerade eine Röntgenaufnahme in der Hand. Die schon immer blasse Haut wirkte jetzt wie Porzellan. Ein Arzt beugte sich über das Krankenbett, vertieft in ein intensives Gespräch mit dem Patienten. D'Agosta konnte Pendergasts Antworten zwar kaum verstehen, es war aber deutlich, dass die beiden Männer nicht gerade einer Meinung waren.

»... das kommt *überhaupt nicht* in Frage«, sagte der Arzt, als D'Agosta auf das Bett zutrat. »Wegen der Schussverletzung und des Blutverlusts stehen Sie immer noch unter Schock, und die Wunde selbst – von den beiden angebrochenen Rippen ganz zu schweigen – muss abheilen und bedarf weiterer ärztlicher Behandlung.«

»Doktor«, antwortete Pendergast. Normalerweise war er der Inbegriff von Südstaatenhöflichkeit, jetzt aber hatte seine Stimme den Klang von Eisstücken, die auf Eisen prasselten. »Die Kugel hat den Wadenmuskel lediglich gestreift.

Weder das Waden- noch das Schienbein sind betroffen. Die Wunde war sauber, und es war auch keine Operation erforderlich.«

»Aber der Blutverlust ...«

»Ja«, unterbrach Pendergast, »der Blutverlust. Wie viele Blutkonserven habe ich bekommen?«

Schweigen. Dann: »Eine.«

»Eine Konserve. Wegen der Beschädigung der oberflächlichen Nebenvenen der Vena Giacomini. Eine Bagatelle.« Er schwenkte das Röntgenbild wie ein Fähnchen. »Und was die Rippen angeht, so haben Sie selbst gesagt: angebrochen, nicht gebrochen. Die sternalen Rippen fünf und sechs, an den Köpfchen, ungefähr zwei Millimeter entfernt von der Wirbelsäule. Da es sich dabei um sogenannte echte Rippen handelt, wird ihre Elastizität zu einer raschen Heilung beitragen.«

Der Arzt wurde wütend. »Dr. Pendergast, ich kann es einfach nicht erlauben, dass Sie das Krankenhaus in diesem Zustand verlassen. Gerade Sie müssten doch –«

»Im Gegenteil, Doktor. Sie können es nicht verhindern. Der Zustand meiner lebenswichtigen Organe liegt im akzeptablen Bereich. Meine Verletzungen sind geringfügig, und ich kann für mich selbst sorgen.«

»Ich werde in Ihrer Krankenakte notieren, dass Sie das Krankenhaus entgegen meinem ausdrücklichen Rat verlassen.«

»Ausgezeichnet.« Pendergast schnippte das Röntgenbild wie eine Spielkarte auf den Tisch in der Nähe. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden?«

Der Arzt warf einen letzten, gereizten Blick auf Pendergast, dann machte er auf dem Absatz kehrt und verließ den Raum, gefolgt von dem Mediziner, der D'Agosta begleitet hatte.

Jetzt wandte sich Pendergast D'Agosta zu, so als hätte er ihn gerade eben erst bemerkt. »Vincent.«

D'Agosta trat rasch ans Krankenbett. »Pendergast. Mein Gott. Es tut mir so leid ...«

»Warum sind Sie nicht bei Constance?«

»Sie ist in Sicherheit. Das Mount Mercy hat seine Sicherheitsvorkehrungen verdoppelt. Ich musste«, er stockte, um seine Stimme im Griff zu behalten, »nach Ihnen sehen.«

»Viel Lärm um nichts, aber trotzdem vielen Dank.« Pendergast entfernte die Nasenkanüle und zog die Infusionsnadel aus der Armbeuge, dann löste er die Blutdruckmanschette und das Pulsoxymeter. Er schlug die Bettdecke zur Seite und setzte sich auf. Seine Bewegungen wirkten langsam, fast roboterhaft. Der Mann trieb sich mit eisernem Willen an, das war unverkennbar.

»Ich hoffe bloß, Sie beabsichtigen nicht tatsächlich, das Krankenhaus zu verlassen.«

Als Pendergast sich umwandte und ihn wieder ansah, brachte die Heftigkeit in seinem Blick – wie glühende Kohlen in einem ansonsten leblosen Gesicht – D'Agosta augenblicklich zum Verstummen.

»Und wie geht es Proctor?«, fragte Pendergast, während er die Beine über die Bettkante schwang.

»Gut, laut Auskunft der Ärzte. Jedenfalls unter den Umständen. Ein paar gebrochene Rippen, dort, wo das Projektil auf die kugelsichere Weste getroffen ist.«

»Judson?«

D'Agosta schüttelte den Kopf.

»Bringen Sie mir meine Kleidung.« Mit einem Nicken deutete Pendergast zum Kleiderschrank.

D'Agosta zögerte, erkannte, dass Widerspruch zwecklos war, und brachte sie ihm.

Im Aufstehen zuckte Pendergast zusammen, eine Sekunde lang schwankte er fast unmerklich, dann hatte er sich wieder im Griff. D'Agosta reichte ihm die Kleidungsstücke, Pendergast zog den Schutzvorhang zu.

»Haben Sie eine Ahnung, was zum Teufel da im Park abgelaufen ist?«, fragte D'Agosta. »Die Nachrichten bringen fast nicht anderes mehr. Fünf Tote, das Morddezernat ist völlig aus dem Häuschen.«

»Ich habe keine Zeit für Erklärungen.«

»Tut mir leid, aber Sie kommen hier nicht raus, ohne mir zu erklären, was da passiert ist.« Er zückte sein Notizbuch.

»Also gut. Ich rede mit Ihnen, so lange wie ich zum Ankleiden brauche. Und dann gehe ich hier raus.«

D'Agosta zuckte mit den Schultern. Am besten nahm er, was er kriegen konnte.

»Es handelt sich um eine sorgfältig – außerordentlich sorgfältig – geplante Entführung. Diese Leute haben Judson ermordet und meine Frau entführt.«

»Diese Leute? Wer sind die?«

»Eine undurchsichtige Gruppe von Nazis oder Nachkommen von Nazis, die sich *Der Bund* nennt.«

»Nazis? Verdammte, was wollen die?«

»Die Motive dieser Leute sind mir ein Rätsel.«

»Ich benötige Details über den genauen Ablauf der Ereignisse.«

Hinter dem Schutzvorhang sagte Pendergast: »Ich hatte mich mit Judson und Helen am Bootshaus verabredet, um Helen vor dieser Gruppe in Sicherheit zu bringen. Helen ist wie vereinbart um sechs eingetroffen. Mir wurde schnell klar, dass man uns in eine Falle gelockt hatte. Einer der Modelljachtbesitzer verhielt sich verdächtig. Er kannte sich überhaupt nicht mit Schiffen aus und war ängstlich und nervös – er schwitzte, obwohl es kühl war. Ich habe meine Waffe gezogen und ihn aufgefordert aufzustehen. Dann ging's los.«

D'Agosta machte sich Notizen. »Wie viele Beteiligte?«

Pendergast hielt kurz inne. »Sieben, mindestens. Der Modelljachtbesitzer. Ein Liebespaar auf einer der Parkbänke –

die haben Judson erschossen. Ein vermeintlicher Obdachloser, der Proctor angeschossen hat. Ihre Tatortermittler haben die Abfolge des Schusswechsels wahrscheinlich schon rekonstruiert. Es waren mindestens noch drei weitere Personen beteiligt: zwei Jogger, die Helen entführt haben, als sie zu fliehen versuchte, und der Fahrer des Taxis, in das sie Helen hineindrängt haben.«

Pendergast trat hinter dem Schutzvorhang hervor. Sein normalerweise makelloser Anzug sah furchtbar aus: das Jackett voller Grasflecken, der untere Teil eines Hosenbeins eingerissen und voll getrockneten Bluts. Er band sich die Krawatte und sah dabei D'Agosta an. »Adieu, Vincent.«

»Warten Sie. Wieso wusste dieser ... Bund von Ihrer Verabredung mit Helen?«

»Eine ganz ausgezeichnete Frage.«

Pendergast griff nach einem metallenen Gehstock und wandte sich ab. D'Agosta packte ihn am Arm. »Das ist doch verrückt, dass Sie das Krankenhaus verlassen, einfach so. Kann ich Ihnen denn nicht auf irgendeine Weise helfen?«

»Doch.« Pendergast nahm D'Agosta das Notizbuch samt Schreiber aus der Hand, schlug es auf und schrieb rasch etwas hinein. »Das ist das Kennzeichen des Taxis, in dem Helen entführt worden ist. Die letzten beiden Ziffern konnte ich nicht erkennen. Setzen Sie alles daran, das Kennzeichen zu identifizieren. Und das ist die Nummer des Taxis, aber die ist wertlos, nehme ich an.«

D'Agosta nahm das Notizbuch wieder an sich. »Garantiert.«

»Geben Sie eine Fahndung nach Helen heraus. Das könnte zwar kompliziert sein, da sie offiziell ja als tot gilt, aber machen Sie's trotzdem. Ich besorge Ihnen ein Foto – es wird fünfzehn Jahre alt sein, die Forensiker sollen sie mit ihren Bildbearbeitungsprogrammen älter machen.«

»Sonst noch was?«

Pendergast schüttelte brüsk den Kopf, nur einmal. »Finden

Sie einfach nur das Taxi.« Und damit verließ er das Krankenzimmer und humpelte den Flur hinunter, wobei er seinen Gang beschleunigte.

22 Stunden später

Auf der Fahrt von Newark nach Westen fühlte D'Agosta sich in jene Zeit zurückversetzt, als er im 41. Bezirk in der damaligen South Bronx Streife gegangen war. Die heruntergekommenen Läden, die mit geschlossenen Rollläden versehenen Gebäude, die völlig maroden Straßen – das alles erinnerte ihn an weniger glückliche Tage. Er fuhr weiter, während sich draußen vor der Windschutzscheibe immer trostlosere Bilder boten. Schon bald kam er im Zentrum der Misere an: Hier, inmitten der am dichtesten bevölkerten Megacity der USA, standen ganze Häuserblocks leer, die Gebäude ausgebrannte Hüllen oder Müllkippen. An einer Straßenecke fuhr er rechts ran, die Dienstwaffe dort, wo er schnell an sie herankommen würde. Aber dann sah er mitten in dem ganzen Verfall ein einzelnes Gebäude – es stand da wie eine einsame Blume auf einem Parkplatz – mit Gardinen hinter den Fenstern, Geranien und hell gestrichenen Fensterläden: ein Ort der Hoffnung inmitten der Stadtwüste. D'Agosta atmete tief durch. Die South Bronx hatte sich wieder erholt; dieses Viertel hier würde das ebenfalls schaffen.

Er überquerte den Bürgersteig und ging über ein brachliegendes Grundstück, wobei er lose Ziegelsteine mit dem Fuß zur Seite stieß. Pendergast war bereits eingetroffen. Der Agent stand am anderen Ende der Brache neben den ausgebrannten Überresten eines Taxis und unterhielt sich mit einem uniformierten Polizisten und den Angehörigen eines kleinen Ermittlerteams. Pendergasts Rolls-Royce, der an der

Straßenecke parkte, wirkte in dem ärmlichen Viertel enorm deplaziert.

D'Agosta ging zu Pendergast, der ihm kurz zunickte. Bis auf die schockierende Blässe sah der FBI-Agent wieder einigermaßen hergestellt aus. Im spätnachmittäglichen Licht war zu erkennen, dass der übliche schwarze Anzug sauber und gebügelt war, das weiße Hemd frisch. Den unschönen Aluminiumgehstock hatte er gegen einen aus Elfenbein mit einem Silberknäuf ausgetauscht.

»... habe das Taxi vor einer Dreiviertelstunde gefunden«, sagte der Streifenpolizist soeben zu Pendergast. »Ich war gerade hinter ein paar Zwölfjährigen her, die Kupferdraht geklaut hatten.« Er schüttelte den Kopf. »Und da hab ich dieses New Yorker Taxi entdeckt. Weil das Kennzeichen mit dem in der Fahndung übereinstimmt, habe ich's gemeldet.« D'Agosta widmete sich dem Taxi. Es war kaum mehr als eine leere Hülle: Die Motorhaube war verschwunden, der Motorblock ausgeschlachtet, die Sitze fehlten, das Armaturenbrett war angesengt und teilweise geschmolzen, das Lenkrad zerbrochen.

Von der anderen Seite des Fahrzeugs kam der Leiter des Spurensicherungsteams herüber. »Schon bevor sich diese Vandalen über das Taxi hergemacht haben, war es als Beweismittel kaum zu gebrauchen«, sagte er und zog die Latexhandschuhe aus. »Keinerlei Papiere oder Dokumente. Es wurde vollständig abgesaugt und abgewischt, sämtliche Fingerabdrücke wurden entfernt. Dabei wurde ein besonders aggressiver Brandbeschleuniger benutzt. Alles andere, worum die Täter sich nicht gekümmert haben, hat der Brand erledigt.«

»Und das amtliche Kennzeichen?«, fragte D'Agosta.

»Das haben wir. Es handelt sich um ein gestohlenes Fahrzeug. Wird uns nicht viel nützen.« Der Polizist hielt inne. »Wir schleppen es zum Lagerhaus zurück, um es dort ge-

nauer zu untersuchen, aber das Ganze riecht danach, als hätten Profis sämtliche Spuren beseitigt. Organisierte Kriminalität.«

Pendergast hörte sich das an, ohne darauf einzugehen. Er blieb völlig ruhig, aber D'Agosta registrierte, dass eine gewisse Verzweiflung, ein rücksichtsloser Tatendrang von ihm ausging. Dann zog Pendergast plötzlich ein Paar Latexhandschuhe aus der Manteltasche, streifte sie über und trat an das Fahrzeug heran. Er beugte sich über das Taxi, wobei er vor Schmerz kurz zusammenzuckte, ging einmal, zweimal um den Wagen herum und strich mit seinen schmalen Fingern ganz leicht über das versengte Metall, während er mit seinen funkelnden Augen alles genau erfasste. Unter den Blicken der anderen spähte er in den Motorraum, in das Wageninnere, vorn und hinten, den Kofferraum. Dann startete er eine dritte Umkreisung und holte dabei ein paar kleine Beweismittelbeutel, einige Teströhrchen sowie ein Skalpell aus der Tasche. Er kniete sich neben die vordere Stoßstange, wobei er vor Anstrengung kurz das Gesicht verzog, und kratzte mit dem Skalpell kleine Placken getrockneten Schlammes in einen der Beutel, den er anschließend verschloss und wieder einsteckte. Er stand auf und beendete, langsamer diesmal, die dritte Umkreisung. Am hinteren rechten Reifen blieb er stehen, kniete sich wieder hin, pflückte mit einer kleinen Zange mehrere Kieselsteinchen aus den Reifenrillen und legte sie in einen zweiten Beutel. Auch dieser verschwand schnell in seiner Tasche.

»Sind das, äh, Beweismittel?«, fragte der Polizist.

Pendergast stand auf und drehte sich zu dem Mann um. Er sagte nichts, aber der Polizist wich einen Schritt zurück, als der FBI-Agent ihm fest in die Augen blickte.

»Okay. Halten Sie uns auf dem Laufenden, wenn Sie was herausgefunden haben«, murmelte der Cop.

Pendergast schaute den Mann weiterhin durchdringend an.

Er sah auch die Leute vom Spurensicherungsteam an, einen nach dem anderen, und dann schließlich D'Agosta. In seinem Blick lag etwas Anschuldigendes, als hätten sie sich eines ungenannten Vergehens schuldig gemacht. Dann drehte er sich um und ging zum Rolls, leicht humpelnd und sich auf den Gehstock stützend.

D'Agosta eilte ihm hinterher. »Und was machen Sie jetzt?«

Pendergast ging einfach weiter. »Helen finden.«

»Werden Sie ... in offiziellem Auftrag arbeiten?«

»Bitte lassen Sie meinen Status meine Sorge sein.«

Der kühle Tonfall erschreckte D'Agosta ein wenig.

»Fahren Sie mit den offiziellen Ermittlungen fort. Wenn Sie etwas von Interesse aufdecken, lassen Sie es mich wissen. Aber denken Sie auch daran: Das hier ist mein Kampf, nicht Ihrer.«

Als D'Agosta stehen blieb, wandte sich Pendergast um; seine Stimme klang weicher, als er ihm die Hand auf den Arm legte. »Ihr Platz ist hier, Vincent. Was ich tun muss, muss ich allein tun.«

D'Agosta nickte. Pendergast wandte sich erneut ab, öffnete die Tür zum Rolls und hob gleichzeitig das Handy ans Ohr. Gerade als sich die Tür schloss, hörte D'Agosta, wie er in sein Mobiltelefon sagte: »Mime? Irgendetwas? Überhaupt irgendwas?«

26 Stunden später

Horace Allerton bereitete sich gerade darauf vor, seiner Lieblingsbeschäftigung nachzugehen – einen gemütlichen Abend mit einer Tasse Kaffee und einer guten wissenschaftlichen Zeitschrift zu verbringen –, als es an der Tür seines gepflegten Bungalows in Lawrenceville klopfte.

Er stellte die Tasse ab und blickte stirnrunzelnd zur Wand-

uhr. Viertel nach acht. Ein Freund würde ihn derart spät nicht mehr stören. Er nahm das Fachblatt, *Stratigraphy Today*, zur Hand und schlug es, vor Behagen leise seufzend, auf.

Wieder klopfte es, nachdrücklicher diesmal.

Allerton hob den Kopf und blickte zur Tür. Vielleicht die Zeugen Jehovas oder einer von diesen nervigen Jugendlichen, die von Tür zu Tür gingen und Zeitschriftenabonnements verkauften. Ignorieren, dann würden sie schon wieder gehen.

Er hatte gerade mit der Lektüre des Hauptartikels – »Die mechanische stratigraphische Analyse von Ablagerungsstrukturen«, eine in der Tat vielversprechende Abendlektüre – begonnen, als er aufblickte und den Schreck seines Lebens bekam. Mitten im Wohnzimmer stand ein Mann in elegantem schwarzem Anzug, das Gesicht weiß wie Dracula.

»Was in Gottes Namen –?«, rief Allerton und sprang auf.

»Special Agent Pendergast. FBI.« Wie aus dem Nichts kamen eine Dienstmarke und ein Ausweis zum Vorschein und wurden ihm unter die Nase gehalten.

»Wie ... sind Sie ins Haus gekommen? Was wollen Sie?«

»Dr. Horace Allerton, der Geologe?«, fragte der Agent. Seine Stimme klang gelassen, hatte aber einen unterschwellig drohenden Tonfall.

Allerton nickte und schluckte.

Wortlos ging Pendergast zu einem der Sessel, und da bemerkte Allerton das Humpeln und den Gehstock mit dem Silberknopf. Der Geologe nahm wieder in seinem Ohrensessel Platz. »Was hat das alles zu bedeuten?«

»Dr. Allerton«, sagte der FBI-Agent und setzte sich. »Ich benötige Ihre Hilfe. Sie gelten als Fachmann, was die Untersuchung von Bodenzusammensetzungen angeht. Insbesondere Ihr Wissen über die Zusammensetzung von Gletscherböden ist mir aufgefallen.«

»Und?«

Der FBI-Agent griff in seine Jackettasche und holte zwei verschlossene Plastikbeutel hervor. Er legte beide auf den Couchtisch und schob sie auseinander.

Allerton zögerte, beugte sich dann aber doch vor, um sie sich genauer anzusehen. Der eine Beutel war mit einer Probe Eisenglimmer-Lehm gefüllt, vermischt mit Erde, der andere mit kleinen Steinchen porphyrischen Granits.

»Ich brauche zweierlei. Erstens hätte ich gern eine Karte der geographischen Verteilung des Lehmtyps in Probe eins.«

Allerton nickte langsam.

»Die Steinchen in der zweiten Probe stammen aus einem Kieswerk, nicht wahr?«

Der Geologe öffnete den Beutel und nahm die Steinchen in die Hand. Sie waren rau, scharf, die Kanten noch nicht durch Zeit, Witterung oder Gletscherschliff stumpf geworden. »Ja, richtig.«

»Ich möchte wissen, woher sie stammen.«

Allerton blickte von einem Beutel zum anderen. »Warum kommen Sie zu so später Stunde zu mir, schleichen sich auf diese Weise in mein Haus? Sie sollten einen Termin vereinbaren, mich in meinem Büro in Princeton aufsuchen.«

Ein leichtes Zittern huschte über die scharf geschnittenen Gesichtszüge des FBI-Agenten. »Handelte es sich lediglich um eine unverbindliche Anfrage, Dr. Allerton, dann hätte ich Sie nicht zu so später Stunde gestört. Das Leben einer Frau steht auf dem Spiel.«

Allerton legte die Beutel neben seine Kaffeetasse. »An was für einen, äh, Zeitrahmen dachten Sie denn?«

»Es ist bekannt, dass Sie im Keller ein kleines, aber recht gut ausgestattetes Mineralogie-Labor haben.«

»Soll das heißen, dass Sie die Proben sofort analysiert haben wollen?«

Statt darauf zu antworten, lehnte sich Pendergast im Sessel zurück, so als wollte er es sich bequem machen.

»Aber das kann Stunden dauern!«, protestierte Allerton.

Pendergast sah ihn fest an.

Allerton warf einen Blick auf die Wanduhr. Halb neun. Er dachte an seine Fachzeitschrift und den Artikel, auf den er sich gefreut hatte. Dann blickte er wieder zum FBI-Agenten, der ihm da im Sessel gegenüber saß. Der Mann hatte dunkle Ringe unter den blassgrauen Augen, so als hätte er lange nicht mehr geschlafen. Und der Ausdruck in seinen Augen machte Allerton ungemein nervös.

»Möchten Sie mir vielleicht verraten, weshalb Sie diese Spezialanalysen benötigen?«

»Gern. Die Proben stammen von einem Auto, das offenbar eine gewisse Zeitlang auf einer Schotterstraße sowie auf einer schlammigen Auffahrt gefahren ist. Ich muss diesen Ort finden.«

Allerton schnappte sich die Proben und erhob sich aus dem Sessel. »Warten Sie hier.«

Dann nahm er die volle Kaffeetasse vom Couchtisch und ging in den Keller.

30 Stunden später

Mitternacht. Pendergast saß bei eingeschaltetem Motor im Rolls-Royce vor dem Haus von Dr. Allerton.

Er hatte Glück gehabt: Die besondere Art von Granit trat nur in einem Gebiet zutage, in dem es zugleich eine Kiesgrube gab. Eigentümer der Kiesgrube war die *Reliance and Gravel Company*, die etwas außerhalb von Ramapo, Bundesstaat New York, lag. Das Unternehmen betrieb ein großes Kieswerk und belieferte ein Gebiet, das einen erheblichen Teil von Rockland County umfasste. Pendergast war mit dem Laptop auf die Website von *Reliance* gegangen und hatte den ungefähren geographischen Umkreis der Kundschaft

kartographiert, den er anschließend auf einem Straßenatlas von Rockland County markierte.

Als Nächstes befasste er sich mit Allertons Analyse der Schlammbröckchen. Sie bestanden zum großen Teil aus einem ungewöhnlichen Lehmtyp, der sich als verwitterter Glimmerhalloysit erwiesen hatte und glücklicherweise in der Region nicht besonders oft vorkam, jedoch – laut dem Geologen – etwas häufiger in Quebec und im Norden Vermonts. Allerton hatte Pendergast eine Karte mit der geographischen Verbreitung des Halloysits mitgegeben, die er aus einer Online-Zeitschrift kopiert hatte.

Diese Karte glich Pendergast mit dem Verbreitungsgebiet ab, das er für den Kies markiert hatte. Nur in einem Landstrich kamen beide Karten zur Deckung, er war knapp anderthalb Quadratkilometer groß und lag nordöstlich von Ramapo.

Jetzt öffnete Pendergast auf dem Laptop Google Earth und machte die Koordinaten dieser deckungsgleichen anderthalb Quadratkilometer ausfindig. Nachdem er auf die maximale Auflösung des Computerprogramms gezoomt hatte, betrachtete er das Gelände genauer. Ein großer Teil war bewaldet und lag an der Grenze des Harriman State Park. Ein anderer Abschnitt wurde von einer Vorstadtsiedlung eingenommen, doch es handelte sich um ein Neubaugebiet, und allem Anschein nach waren sämtliche Straßen und Auffahrten durchgängig asphaltiert. Hier und da gab es noch ein paar unbefestigte Straßen sowie einige Farmen, aber dort waren keine Flächen mit Kies bestreut. Schließlich entdeckte er ein Gebäude, das ihm vielversprechend vorkam: ein großes, abgelegenes Lagerhaus. Davor befand sich eine lange Zufahrt, und ein kleiner angrenzender Parkplatz hatte eine fleckige, helle Färbung, was ganz danach aussah, dass über dem schlammigen Boden Schotter ausgebreitet worden war.

Pendergast klappte den Laptop zu und verstaute ihn, fuhr mit quietschenden Reifen vom Bordstein los und steuerte in Richtung New Jersey Turnpike.

Anderthalb Stunden später parkte er den Rolls etwas abseits der Straße, rund achthundert Meter hinter der Abfallbeseitigungsanlage des Rockland County, in einem bewaldeten Abschnitt kurz vor dem Lagerhaus. Durch die kahlen, im Mondlicht blassen Bäume war das Gebäude zu erkennen, vor dessen massiver Wellblechtür eine einzelne Lampe brannte. Eine halbe Stunde lang observierte er das Gebäude. Niemand kam heraus oder ging hinein; es war offenbar leer. Er nahm eine Taschenlampe vom Rücksitz, schaltete sie aber nicht ein, stieg aus dem Wagen und schlich sich durch das Wäldchen an das Gebäude an. Vorsichtig ging er um das Lagerhaus herum. Die einzige Fensterscheibe war schwarz angemalt.

Pendergast schaltete die Taschenlampe ein und kniete sich hin, wobei er vor Schmerzen kurz zusammenzuckte. Er nahm die Kiesprobe aus der Jackentasche und verglich sie im Licht der Taschenlampe mit dem Kies auf der Zufahrt. Absolut identisch. Er nahm eine kleine Probe der feuchten Erde unter dem Kies und befühlte sie mit Daumen und Zeigefinger. Auch hier: identisch.

Er lief über die offene Fläche, um das Lagerhaus herum und drückte sich gegen die Wellblechwand, dann schlich er in gebückter Haltung zur Vorderseite. Äußerlich war das Gebäude verfallen, außer Betrieb, kein Schild irgendeiner Art war angebracht. Und doch: Bei einem derart schäbigen Gebäude wirkte das Vorhängeschloss an der einzigen Tür verdächtig teuer und neu.

Pendergast nahm das Schloss in eine Hand und strich mit der anderen geradezu liebevoll darüber. Es sprang nicht sofort auf, sondern gab erst nach, nachdem er es mit einem

kleinen Schraubenzieher und einem Schlagschlüssel bearbeitet hatte. Er zog die Haspe aus dem Schloss, dann öffnete er mit gezogener Waffe die Tür gerade so weit, dass er ins Lagerhaus hineinschauen konnte. Dunkelheit und Stille. Er zog die Tür noch etwas weiter auf, betrat das Lagerhaus und schloss die Tür hinter sich.

Etwa fünf Minuten lang rührte er sich nicht vom Fleck, sondern leuchtete lediglich mit seiner Taschenlampe herum, inspizierte den Boden, die Wände, die Decke. Das Lagerhaus war fast völlig leer: Betonboden, Metallwände, leere Regale an den Wänden. Es schien ebenso wenige Informationen zu liefern wie das ausgebrannte Taxi.

Langsam ging er in dem Raum umher und blieb dabei hin und wieder stehen, um sich etwas anzusehen, das ihm auffiel. Er nahm da ein Stück von etwas in die Hand, machte dort ein Foto, füllte Beweismittelbeutel mit fast unsichtbaren Proben. Obwohl das Lagerhaus offenkundig leer war, begann sich unter seinen forschenden Blicken eine Geschichte abzuzeichnen, die jedoch kaum mehr als ein gespenstisches Palimpsest war.

Eine Stunde darauf kehrte Pendergast zur geschlossenen Tür des Lagerhauses zurück. Er kniete sich hin, breitete ein Dutzend kleiner verschlossener Plastikhüllen aus, von denen jede ein kleines Beweisstück enthielt: Metallspäne, ein Stück Glas, Öl von einem Fleck auf dem Betonboden, ein Stückchen getrocknete Farbe, ein Splitter Kunststoff. Er ließ den Blick über die einzelnen Stücke schweifen, bis ein geistiges Bild entstand.

Das Lagerhaus war früher einmal als Fahrzeughalle genutzt worden. Nach dem Alter und dem Zustand der Ölflecken auf dem Boden zu urteilen, war es recht intensiv genutzt worden. In jüngerer Zeit waren aber wohl nur zwei Fahrzeuge hier untergebracht gewesen. Bei dem einen – nach den schwachen Reifenabdrücken auf dem Betonboden, einem

Goodyear-Reifen Größe 215/75-16 – handelte es sich um den Ford Escape, der als Fluchttaxi gedient hatte. Zudem deuteten kleine gelbe Farbflecken an der einen Wand wie auch die Spuren von Lackspray auf einem Stück Holz, das in eine entfernte Ecke geworfen worden war, darauf hin, dass es sich hier um den Ort handelte, wo der Escape in ein falsches New Yorker Taxi umgewandelt worden war – bis hin zur Umlackierung und der gefälschten Taxinummer.

Das andere Fahrzeug, das in letzter Zeit im Lagerhaus geparkt worden war, war schwieriger zu identifizieren. Der Reifenabdruck war breiter als der Abdruck des Escape und stammte höchstwahrscheinlich von einem Michelin. Gut möglich, dass er zu einer PS-starken deutschen Luxuslimousine gehörte, zum Beispiel einem Audi A8 oder einem BMW 750. An der Innenseite der Lagerhaustür, mit der das Fahrzeug in jüngerer Zeit in Kontakt gekommen war, waren ganz leichte Lackkratzer zu erkennen; Pendergast legte die Lackteilchen mit einer Pinzette in einen weiteren Beweismittelbeutel. Es handelte sich um Metallic-Autolack von einer ungewöhnlichen Farbe: Kastanienbraun.

Und dann, während er den Lack untersuchte, fiel sein Blick auf etwas anderes im schmalen Spalt der Schiebetür. Eine winzige Süßwasserperle.

Ihm wäre beinahe das Herz stehengeblieben.

Als er sich von dem Schreck erholt hatte, hob er die Perle mit der Pinzette auf. Vor seinem inneren Auge sah er, wie das Taxi vor rund vierundzwanzig Stunden hierher zurückkehrte. Vier Personen mussten darin gewesen sein: der Fahrer, zwei Männer in Jogginganzügen und eine unfreiwillige Begleiterin – Helen. Hier wurde sie in die kastanienbraune ausländische Limousine überführt. Als die Männer wegfahren wollten, kam es zu einem Kampf. Helen versuchte zu fliehen und stieß die Tür des Taxis auf – deshalb die Lackspuren –, und als die Entführer sie niederwarfen, rissen sie die Perlen-

kette entzwei, wodurch die kleinen Perlen auf den Rücksitz und auf den Boden des Lagerhauses fielen. Es musste Flüche, vielleicht so etwas wie eine Bestrafung und ein hastiges Handgemenge gegeben haben, als man die Perlen aufhob, die überall auf dem Betonboden herumlagen.

Pendergast blickte auf die kleine, glänzende Perle zwischen den Greifern der Pinzette. Diese hier hatten sie übersehen.

Nachdem man Helen sicher in dem zweiten Wagen untergebracht hatte, hatten die Fahrzeuge vermutlich getrennte Wege eingeschlagen – das falsche Taxi zu seinem flammenden Ende in New Jersey, das kastanienbraune Fahrzeug nach ...?

Noch zehn Minuten lang blieb Pendergast tief in Gedanken versunken auf den Knien hocken. Dann stand er steif auf, verließ das Lagerhaus, sperrte hinter sich ab und ging leise zurück zum wartenden Rolls.

37 Stunden später

Thomas Purview legte großen Wert darauf, um Punkt sieben Uhr in der Kanzlei zu erscheinen, aber heute Morgen war jemand anders noch pünktlicher gewesen: Im Warteraum saß ein Mann. Er sah aus wie jemand, der soeben eingetroffen war. Ja, es schien fast so, als wollte er gerade die Tür zu Purviews Büro öffnen, was aber doch höchst unwahrscheinlich war. Als Purview eintrat, wandte sich der Mann um und humpelte auf ihn zu, in der einen Hand einen Gehstock, die andere ausgestreckt.

»Guten Morgen«, sagte Purview und schüttelte die ausgestreckte Hand.

»Das bleibt abzuwarten«, erwiderte der Fremde mit einem Südstaatenakzent. Er war schlank, fast hager und reagierte nicht auf Purviews Advokatenlächeln. Purview brüstete sich

damit, die Schwierigkeiten eines neuen Mandanten an dessen Gesichtszügen ablesen zu können – aus diesem Mandanten wurde er allerdings nicht recht schlau.

»Wollen Sie mich sprechen?«, fragte Purview. »Normalerweise braucht man einen Termin.«

»Ich habe keinen Termin, aber die Angelegenheit ist dringend.«

Purview verkniff sich ein wissendes Lächeln. Er kannte keinen Mandanten, der nicht in einer »dringenden Angelegenheit« kam.

»Bitte kommen Sie mit in mein Büro. Möchten Sie einen Kaffee? Carol ist noch nicht da, aber ich kann das auch erledigen, es dauert nicht lange.«

»Danke, nichts.« Der Mann betrat Purviews Büro und sah sich um, betrachtete die Bücherwände, die Reihen von Aktenschränken.

»Bitte nehmen Sie Platz.« Normalerweise las Purview zwischen sieben und acht Uhr morgens gern im *Wall Street Journal*, aber er hatte keine Lust, einen potenziellen Mandanten abzuweisen, vor allem nicht in diesen Zeiten der Flaute.

Der Mann nahm in einem der Sessel Platz, während der Anwalt sich hinter seinen Schreibtisch setzte. »Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Ich bin auf der Suche nach Informationen.«

»Was für Informationen?«

Der Mann schien sich an etwas zu erinnern. »Entschuldigen Sie bitte, dass ich mich nicht vorgestellt habe. Special Agent Aloysius Pendergast, FBI.« Er schob die Hand in die Jackettasche, holte seinen Ausweis hervor und legte ihn auf den Schreibtisch.

Purview warf lediglich einen kurzen Blick darauf. »Sind Sie in offiziellem Auftrag hier, Agent Pendergast?«

»Ich ermittle in einem Fall, ja.« Der Agent hielt inne und

schaute sich noch einmal im Büro um. »Kennen Sie das Grundstück an der Old Country Lane zwei-neun-neun in Ramapo im Bundesstaat New York?«

Purview zögerte. »Die Adresse sagt mir nichts. Aber ich war an zahlreichen Immobilienverkäufen in Nanuet und Umgebung beteiligt.«

»Die Immobilie, um die es sich handelt, besteht aus einem alten Lagerhaus, es steht leer und ist allem Anschein nach verlassen. Die Kommanditgesellschaft, die im Grundbuch eingetragen ist, läuft auf Ihren Namen, und Sie haben die Eigentumsübertragung beurkundet.«

»Verstehe.«

»Ich möchte wissen, wer der tatsächliche Eigentümer ist.«

Purview dachte einen Augenblick darüber nach. »Verstehe«, wiederholte er. »Und haben Sie denn einen Gerichtsbeschluss, der verlangt, dass ich Ihnen die Unterlagen zeige?«

»Den habe ich nicht.«

Purviews Miene zeigte den Anflug anwaltlicher Überlegenheit. »Dann wissen Sie als Bundespolizist sicherlich auch, dass ich meine anwaltliche Schweigepflicht verletze, wenn ich Ihnen diese Auskunft erteile.«

Pendergast beugte sich im Sessel nach vorn. Noch immer waren seine Gesichtszüge beunruhigend ausdruckslos und nicht zu entschlüsseln. »Mr. Purview, Sie können mir einen sehr großen Gefallen erweisen, für den Sie großzügig belohnt werden. Ecce signum.« Wieder griff er in seine Tasche und zog ein kleines Kuvert hervor, das er auf den Schreibtisch legte. Gleichzeitig nahm er seinen Ausweis wieder an sich.

Purview konnte einfach nicht anders; er öffnete den Umschlag und sah, dass sich ein Päckchen Hundertdollarscheine darin befand.

»Zehntausend Dollar«, sagte der Agent.

Eine Stange Geld – dafür, dass man nur einen Namen und eine Adresse nannte. Purview fragte sich langsam, worum es hier eigentlich ging. Um Drogengeschäfte, organisiertes Verbrechen? Oder vielleicht einen großen Coup? Das Provozieren einer strafbaren Handlung? Was es auch war, es gefiel ihm nicht.

»Ich bezweifle, dass Ihre Vorgesetzten Ihren Bestechungsversuch besonders wohlgesinnt betrachten würden«, sagte er. »Sie können Ihr Geld behalten.«

Pendergast wedelte die Antwort weg wie eine lästige Fliege.

»Ich biete Ihnen ein Zuckerbrot an.« Er machte eine deutliche Pause, als verzichtete er ganz bewusst darauf, die andere Seite der Gleichung zu erwähnen.

Purview schrak zusammen. »Es gibt für alles ein rechtsstaatliches Verfahren, Agent, äh, Pendergast. Ich werde Ihnen helfen, sobald ich einen Gerichtsbeschluss sehe, der mich dazu auffordert – aber nicht vorher. Und Ihr Geld nehme ich nicht, so oder so.«

Einen Moment lang gab der FBI-Agent keine Antwort. Dann nahm er ganz leise seufzend – ob vor Bedauern oder Verärgerung, war nicht zu erkennen – das Geld vom Tisch und steckte es zurück in die Innentasche seiner schwarzen Anzugjacke. »Dann tut es mir leid für Sie«, sagte er leise. »Bitte hören Sie mir genau zu. Ich bin jemand, der in großer Zeitnot ist. Ich habe weder die Neigung noch die Geduld, mit Ihnen über Feinheiten des Rechts zu streiten. Sie haben sich als ehrlicher Mensch erwiesen. Gut für Sie. Wollen wir einmal herausfinden, wie ... *tapfer* Sie sind? Gestatten Sie mir, Ihnen eines zu versichern: Sie *werden* mir die Unterlagen aushändigen. Die einzige Frage lautet: Wie viel Qualen müssen Sie erdulden, bevor Sie es tun?«

In seinem ganzen Erwachsenenleben hatte sich Thomas Purview von niemandem einschüchtern lassen. Und er hatte nicht vor, jetzt damit anzufangen. Er erhob sich vom Schreib-

tischstuhl. »Bitte gehen Sie jetzt, Agent Pendergast, oder ich rufe die Polizei.«

Aber Pendergast machte keinerlei Anstalten aufzustehen. »Die Dokumente betreffend das Lagerhaus, um das es geht, sind relativ alt«, sagte er. »Mindestens fünfundzwanzig Jahre alt. Sie sind digital nicht verfügbar – ich habe das überprüft. *Sehr viele* andere Informationen sind es jedoch. Sie kursieren gewissermaßen im virtuellen Äther, Mr. Purview – man muss nur die Hand danach ausstrecken und sie sich schnappen. Und ich habe eine Quelle, einen sehr talentierten Mann, der in solcherlei Zuschnappen außerordentlich begabt ist. Er hat mich mit einer anderen Adresse versorgt, über die wir, wie ich glaube, sprechen sollten. Neben der Adresse zwei-neun-neun Old Country Lane, meine ich. Es handelt sich um eine besonders interessante Adresse.«

Purview griff zum Hörer und wählte 911.

»Eins-zwei-neun Park Avenue South.«

Die Hand verharrte mitten in der Luft.

»Sehen Sie, Mr. Purview«, fuhr Pendergast fort, »im Internet stehen nicht nur Texte und Zeichen zur Verfügung, sondern auch Bilder. Zum Beispiel Bilder, die Sicherheitskameras aufgenommen haben – wenn man denn weiß, wie man Zugang zu ihnen bekommt.« Pendergast griff in seinen Anzug und zog ein Notizbuch hervor. »In den vergangenen Stunden hat meine, äh, Quelle einen Computerwurm durchs Rückenmark des Internets geschickt, der mit Hilfe von Mustererkennungs-Software nach Bildern von Ihrem Gesicht gesucht hat. Meine Quelle hat diese Bilder – unter anderem – auf den Überwachungskameras dieser Adresse gefunden.«

Purview blieb ganz still.

»Die Bilder zeigen Sie in Begleitung einer gewissen Felicia Lourdes, Apartment Vierzehn-A. Ein hübsches Mädchen, jung genug, um Ihre Tochter sein zu können. Und Sie haben mehrere Töchter, meine ich. Richtig?«

Purview sagte nichts. Langsam legte er den Hörer wieder auf. »Die Aufnahmen der Videoüberwachung zeigen Sie beide im Aufzug, in einer leidenschaftlichen Umarmung. Wie rührend. Und es gibt ziemlich viele solcher Aufnahmen. Das muss wahre Liebe sein – stimmt's?«

Wieder Stille.

»Wie sagte Hart Crane noch einmal über die Liebe? Sie sei »ein abgebranntes Streichholz, das in einem Pissoir herumschwimmt«. Warum gehen Menschen so große Risiken ein?« Betrübt schüttelte Pendergast den Kopf. »Eins-zwei-neun Park Avenue South. Eine sehr gute Adresse. Ich frage mich, wieso Miss Lourdes sich dort eine Wohnung leisten kann. Angesichts ihrer Stellung als Anwaltsgehilfin, meine ich.« Er machte eine Pause. »Die Person, für die diese Adresse von besonderem Interesse ist, ist natürlich Ihre Frau.«

Immer noch Schweigen.

»Ich bin verzweifelt, Mr. Purview. Ich werde nicht zögern, in dieser Angelegenheit sofort zu handeln, wenn Sie nicht mitspielen. In dem Fall werde ich sogar gezwungen sein – in der unglückseligen Sprache unserer Zeit – zu »eskalieren.«

Das Wort hing im Raum wie ein schlechter Geruch.

Purview überlegte kurz. »Ich denke, ich verlasse jetzt das Büro und gehe eine Viertelstunde spazieren. Wenn in dieser Zeit jemand hier einbräche und meine Akten durchstöberte – nun ja, ich hätte keinerlei Kenntnis von der besagten Person oder Tat. Zumal wenn die betreffenden Akten scheinbar unangetastet gelassen wurden.«

Pendergast rührte sich nicht, während Purview sein *Wall Street Journal* zur Hand nahm, hinter dem Schreibtisch hervortrat und zur Tür ging. Kurz davor wandte er sich um: »Nur damit Sie hier keine Unordnung anrichten, versuchen Sie's mit dem dritten Schrank, zweite Schublade von oben. Eine Viertelstunde, Agent Pendergast.«

»Einen angenehmen Spaziergang, Mr. Purview.«

In den vergangenen vierzig Stunden waren ihr die Augen verbunden gewesen, und sie war ununterbrochen unterwegs gewesen. Man hatte sie gefesselt in den Kofferraum eines Pkw, auf die Ladefläche eines Lkw und – so vermutete sie – in den Laderaum eines Schiffs verfrachtet. Wegen der heimlichen Transporte von einem Ort zum anderen hatte sie die örtliche und zeitliche Orientierung verloren. Ihr war kalt, sie hatte Hunger und Durst, und nach dem wüsten Schlag, den man ihr im Taxi versetzt hatte, brummte ihr noch immer der Schädel. Essen hatte sie keines bekommen, und zu trinken hatte es bloß eine Plastikflasche Mineralwasser gegeben, die man ihr irgendwann vor einiger Zeit in die Hand gedrückt hatte.

Jetzt lag sie abermals im Kofferraum eines Personenwagens. Seit mehreren Stunden fuhren die Männer mit hoher Geschwindigkeit anscheinend auf einer Landstraße. Nun aber verlangsamte der Wagen das Tempo, bog mehrmals ab; und weil die Fahrt plötzlich so holprig war, nahm sie an, dass sie sich auf einer unbefestigten Straße oder einem Feldweg befanden.

Als sie von einem provisorischen Gefängnis ins nächste verfrachtet worden war, hatten die Entführer kein Wort gesprochen. Doch jetzt waren die Straßengeräusche leiser, so dass sie das Gemurmel ihrer Stimmen durch das Fahrzeug hören konnte. Die Männer unterhielten sich in einer Mischung aus Portugiesisch und Deutsch, und sie verstand beide Sprachen, weil sie sie beide erlernt hatte, und zwar noch vor dem Englischen und dem Ungarischen, der Muttersprache ihres Vaters. Allerdings sprachen sie so leise, dass sie kaum mehr als den Tonfall hörte, der auf Verärgerung und Eile hindeutete. Inzwischen schienen sie zu viert zu sein.

Nach einer minutenlangen Fahrt durch unwegsames Gelän-

de kam der Wagen langsam zum Stehen. Sie hörte, wie Türen sich öffneten und schlossen, Schuhe auf Kies knirschten. Dann wurde der Kofferraum geöffnet, und sie spürte kühle Luft auf ihrem Gesicht. Eine Hand packte sie am Ellbogen, hob sie in eine sitzende Haltung, dann wurde sie aus dem Kofferraum gezogen. Sie taumelte und knickte in den Knien ein; der Druck der Hand wurde stärker, sie hob sie hoch und hielt sie fest. Dann wurde sie wortlos vorwärtsgestoßen.

Komisch, dass sie nichts empfand, kein Gefühl, nicht einmal Traurigkeit oder Angst. Nach so vielen Jahren des Versteckens, der Angst und der Ungewissheit war ihr Bruder aufgetaucht mit der Nachricht, die sie sich so lange erträumt hatte, die aber nie kommen würde, wie sie schließlich gesagt hatte. Einen kurzen Tag lang hatte die Hoffnung sie beseelt, Aloysius wiederzusehen, ihr gemeinsames Leben wiederaufzunehmen, schließlich wieder wie ein ganz normaler Mensch zu leben. Dann wurde diese Hoffnung zunichtegemacht in einem einzigen Augenblick, ihr Bruder wurde ermordet, ihr Mann angeschossen. Er war möglicherweise ebenfalls tot.

Und jetzt kam sie sich vor wie ein leeres Gefäß. Es wäre besser, sie hätte sich niemals Hoffnungen gemacht.

Sie hörte, wie sich eine Tür knarrend öffnete, und wurde über eine Schwelle und in einen Raum geführt. Die Luft roch muffig und stickig. Ihr Wächter führte sie durch den Raum, anscheinend durch eine zweite Tür und in einen noch muffigeren Raum. Vielleicht ein verlassenes altes Haus auf dem Lande. Die Hand lockerte den Griff um ihren Arm, und sie spürte den Druck einer Stuhlsitzfläche in ihren Kniekehlen. Sie setzte sich und legte ihre verbliebene Hand auf den Schoß.

»Nimm ihr die Augenbinde ab«, sagte eine Stimme auf Deutsch – eine Stimme, die sie sofort wiedererkannte. Sie spürte, wie an ihrem Kopf hantiert und ihr die Augenbinde abgenommen wurde.

Sie blinzelte einmal, zweimal. Es war dunkel in dem Raum, doch ihre lange verbundenen Augen brauchten Zeit, um sich an die Dunkelheit zu gewöhnen. Hinter sich hörte sie, wie sich Schritte entfernten und sich die Tür schloss. Dann, während sie sich die Lippen leckte, blickte sie hoch und sah Wulf Konrad Fischer. Natürlich war er älter geworden, aber er wirkte immer noch so stark und machtvoll, so muskulös wie damals. Die Beine gespreizt und die Hände zwischen ihnen verschränkt, saß er ihr gegenüber auf einem Stuhl. Als er seine Sitzhaltung etwas verlagerte, knarrte der Stuhl unter seinem massigen Körper. Mit seinen durchdringenden, blassen Augen, dem sonnengebräunten Gesicht und dem kurzgeschnittenen, dichten schneeweißen Haar entsprach er dem Bild teutonischer Perfektion. Als er sie ansah, zerrte ein kaltes Lächeln an seinen Mundwinkeln. Ein Lächeln, an das sich Helen nur allzu gut erinnerte. Ihre Apathie und innere Leere wichen einer jähen Furcht.

»Ich hätte nie erwartet, Besuch von den Toten zu bekommen«, sagte Fischer in seinem abgehackten, präzisen Deutsch. »Und doch sind Sie hier. Fräulein Esterhazy – verzeihen Sie, Frau Pendergast –, die vor mehr als zwölf Jahren aus dem Leben schied.« Als er sie ansah, funkelten seine harten Augen vor Belustigung, Zorn und Neugier.

Helen sagte nichts.

»Natürlich, im Rückblick erkenne ich, wie Sie es angestellt haben. Ihre Zwillingschwester – der Schwächling – war das Bauernopfer. Nach all Ihren Protesten, Ihrer scheinheiligen Empörung verstehe ich, wie viel Sie doch von uns gelernt haben! Ich fühle mich beinahe geehrt.«

Helen schwieg weiter. Die Apathie kehrte zurück. Es wäre besser, tot zu sein, statt mit diesem Schmerz zu leben.

Fischer blickte sie forschend an, als wollte er die Wirkung seiner Worte ergründen. Er holte eine Packung Dunhill hervor, zog eine Zigarette aus der Schachtel und steckte sie sich

mit einem goldenen Feuerzeug an. »Sie möchten uns wohl nicht verraten, wo Sie die ganze Zeit gesteckt haben, oder? Oder ob Sie bei diesem kleinen Täuschungsmanöver vielleicht irgendwelche anderen Komplizen hatten – außer Ihrem Bruder, meine ich? Oder ob Sie mit irgendjemandem über unsere Organisation gesprochen haben?«

Als sie ihm keine Antwort gab, tat Fischer einen tiefen Zug an seiner Zigarette. Sein Lächeln wurde breiter. »Wie auch immer. Dafür bleibt uns noch viel Zeit, sobald wir Sie nach Hause zurückgebracht haben. Ich bin mir sicher, dass Sie den Ärzten gern alles erzählen werden ... das heißt, bevor die Versuchsreihen beginnen.«

Helen erstarrte. Fischer hatte das Wort »Versuchsreihe« verwandt – aber das Wort bedeutete für sie mehr als nur einfach »Experimente«. Beim Gedanken daran, was es bedeutete – bei der Erinnerung daran –, verspürte sie eine jähe Panik. Sie sprang auf und rannte Hals über Kopf zur Tür. Eine gedankenlose, instinktive Handlung, geboren aus dem atavistischen Bedürfnis nach Selbsterhaltung. Aber noch während sie auf die Tür zustürmte, wurde diese geöffnet, und ihre Entführer standen kurz dahinter. Helen lief nicht langsamer, und durch die Wucht des Aufpralls stürzten zwei der Männer rücklings zu Boden, aber die anderen ergriffen sie und hielten sie fest. Alle vier waren erforderlich, um sie zu bändigen und in den Raum zurückzuzerren.

Fischer stand auf, nahm wieder einen tiefen Zug von seiner Zigarette und betrachtete Helen, die sich stumm und heftig wehrte. Dann sah er auf seine Uhr.

»Es wird Zeit zu gehen«, sagte er. Noch einmal warf er Helen einen Blick zu. »Ich denke, wir sollten jetzt lieber die Spritze vorbereiten.«